

SCHILLER

Rede zum 150. Todestag des Dichters

Gehalten im Festsaal des Deutschen Generalkonsulats in Istanbul

VON

Gerhard Fricke

Es hat etwas Bewegendes, zu wissen, dass an diesem Tage nicht nur allenthalben in Deutschland, sondern auch an vielen Orten der ganzen Welt Menschen, in kleinerer oder grösserer Zahl, für eine Stunde aus ihren unendlich verschiedenen Lebens- und Berufskreisen heraustreten, um den Blick auf eine Gestalt zu richten, deren grosse und hoheitsvolle Züge uns aus der Ferne von eineinhalb Jahrhunderten seltsam fremd und vertraut zugleich anrühren. Es hat etwas Bewegendes, zu denken, dass heute vielerorts das verwirrende und flüchtige Geräusch des Tages für ein paar Augenblicke verstummt und dass, über Länder und Grenzen hinweg, der Anblick eines wahren und grossen Menschen eine unsichtbare Gemeinschaft herstellt. Denn welchen Sinn hätte eine Erinnerungsfeier wie die heutige, wenn nicht den, dass wir uns durch Person und Werk Schillers daran erinnern lassen, was es heisst, dass wir Menschen sind und sein sollen!

Aber gerade deshalb dürfen wir der Frage nicht ausweichen: dringt die Stimme Schillers über diese eineinhalb Jahrhunderte hinweg, in denen sich die Wirklichkeit des Menschen und der Welt so von Grund auf verwandelt hat, noch bis in unser Herz? Ist es nicht womöglich so, dass unsere von Schiller denkbar ferne Gegenwart nur den zeitlichen Anlass und den Namen des grossen Toten dazu benutzt, um sich selber ein Fest zu geben? Geschieht hier mehr, als dass ein berühmter Name, ein berühmtes Grab mit einigen frischen, rasch verwelkenden Kränzen geschmückt wird? Führt denn überhaupt noch ein Weg von Schillers idealistisch verklärter Welt, seinem Traum von Harmonie und Schönheit, seinen pathetisch und überhöht redenden und erhaben sterbenden Helden in unsere der Wirklichkeit preisgegebene, zerrissene und desillusionierte Gegenwart? - Wir sind es uns selber, wir sind es vor allem

dem strengen und wahren Geiste Schillers *s c h u l d i g*, zu fragen: *i s t* Schiller nur noch eine *h i s t o r i s c h* bedeutsame Gestalt oder besitzt sein Wesen und Werk noch gültigen und wirkenden Wert auch für unser Geschlecht? Und wir tun gut, dieser Frage nicht hinter ein festrednerisches Wortgepränge auszuweichen. Jedermann weiss, dass in unserem Jahrhundert, zumal seit dem ersten Weltkrieg, die Wirkung Schillers immer schwächer, immer problematischer geworden ist. Während der Stern der eigentlich klassischen Dichtung mehr und mehr verblasste, gewannen Namen wie Kleist und Hölderlin, vielleicht auch die realistisch sich bescheidende Weisheit des alten Goethe zeitweilig eine weit stärkere Strahlungskraft. Es war das 19. Jahrhundert gewesen, das Schillers Ruhm begründet und befestigt hatte. Wohl fehlte es auch hier niemals an heftiger kritischer Distanz gegenüber dem Dramatiker und Ästhetiker Schiller, zumal bei den geistigen und literarischen Avantgardisten, von den Wortführern der frühen Romantik über die dramatischen Rivalen Grillparzer, Hebbel, O. Ludwig bis hin zu Nietzsche. Das nationalliberale deutsche Kulturbürgertum des 19. Jahrhunderts aber, das in einer noch unerschütterten, moralisch und ökonomisch gesicherten, fortschrittsfrohen Welt lebte, erhob Schiller zu seinem eigentlichen Sonn- und Festtagsdichter. Und dabei blieb von dem *w i r k l i c h e n* und *g a n z e n* Schiller unvermeidlich nur eben das übrig, was *g e e i g n e t* war, die idealen Bedürfnisse dieser bürgerlichen Bildungsschicht zu bestätigen und zu verklären. Daran schloss sich eine zweite, auf die Dauer noch verhängnisvollere Entwicklung: Schiller wurde zum eigentlichen Lehr- und Aufsatzklassiker der höheren Schule und er blieb es auch dann noch, als das überlieferte Schiller-Klischee des 19. Jahrhunderts seine Wirksamkeit in den immer radikaleren inneren und äusseren Erschütterungen des 20. Jahrhunderts zusehends einbüsste. Für Generationen heranwachsender Menschen, die bereits von völlig anderen Erfahrungen und Problemen bewegt waren, wurde dieser Schul-Schiller zu einer Art abgesunkenem Kulturgut, dessen Sentenzen, Charaktere und Grundgedanken in jenen moralisierenden und klassifizierenden Vereinfachungen, wie sie im Unterricht kaum völlig vermeidbar sind, bis zum Überdruß zerredet und zerschrieben wurden. Das Ergebnis war häufig, dass diese Jugend, Generation um Generation, wenn sie die Schule verliess, auch mit ihrem Schiller "fertig" war. Die innere und äussere Welt, in der sie lebte und in der sie sich zurechtfinden sollte, sah allzu anders aus. Die allzu einfachen, allzu durchsichtigen Typen seines Dramas, ihre allzu wohlklingende, allzu pathetische Rhetorik, ihre Eindeutigkeit von gut und böse, -all das wirkte uninteressant, schlimmer noch: es wirkte unwahr. Schon der Naturalismus hatte der verfälschenden schönen Schein-Welt der

Schillerepigonon die rücksichtslose Wahrheit und Wirklichkeit der menschlichen Existenz in der Welt als das einzige Ziel der Kunst entgegengestellt. Sie wissen alle, was dann folgte: die fortschreitende relativistische Auflösung aller ethischen und ästhetischen Normen und Formen, das in der Psychoanalyse und im literarischen Psychologismus sich auftuende Labyrinth seelischer Abgründe und Verkettungen, die in den grauenhaften Erlebnissen zweier Kriege sich steigernde Erfahrung der Ohnmacht und Preisgegebenheit des Einzelnen, ja ganzer Völker an übermächtige äussere und innere Gewalten, - und schliesslich, in den Erfahrungen des Terrors und einer kalten, technisierten Bestialität, die Erschütterung jedes Glaubens an Sinn und Ziel der Menschheit überhaupt. Und die Freiheit - ist sie nicht wirklich zum leeren Wahn geworden, ausgerottet in der einen Hälfte der Welt, während die andere ratlos scheint, mit der ihr verbliebenen noch etwas anzufangen! Wie führt denn aus alledem noch ein Weg zurück zur Welt Schillers und seiner Dichtung, die aus dem Glauben an die sinngebenden und rettenden Mächte des Guten, Wahren und Schönen, sich bewusst g e g e n die Wirklichkeit erhob, um ein Bild des Menschen aufzurichten, nicht wie er ist, sondern wie er sein soll und sein kann!

In der Tat, wenn jenes überkommene marmorne oder gipserne Standbild des Weimarer Klassikers mit seiner edelblassen Harmonie von Tugend und Schönheit, seiner unwirklichen Idealität, dem Menschen und dem Dichter Schiller entspräche, - dann bliebe uns im Jahr 1955 vor diesem Denkmal nur die wohlklingende Phrase übrig oder aber das respektvolle Eingeständnis unüberbrückbarer Entfernung. Demgegenüber lassen Sie mich, soweit es diese kurze Stunde zulässt, den Versuch wagen, einige Züge des M e n s c h e n und des Dichters Schiller sichtbar zu machen, für die uns vielleicht gerade unser Jahrhundert erst wieder die Augen geöffnet hat.

Wie rasch überschaubar ist dies Leben mit seinen wenigen grossen Einschnitten: die kleinbürgerliche, kleinstädtische Kindheit im Schatten des allmächtigen herzoglichen Hofes, dann jene acht nahezu stummen Jahre, abgeschnitten von der Familie, von der Fülle des Lebens, von der Freiheit des Wählens und Werdens hinter den Mauern der herzoglichen Militärschule und als endlich das Tor zur Welt sich öffnet, da zwingt ihn der Herzog in den militärärztlichen Beruf und verbietet ihm, nach dem vulkanischen Freiheitsruf der "Räuber", das Dichten überhaupt. Und nun verlässt der weltunbekannte Jüngling bei Nacht und Nebel Heimat, Familie, Beruf und alle Sicherung der Zukunft. Seinem Genius vertrauend, setzt er, der mittellose Flüchtling, alles auf das Mannheimer Theater, diese Stätte des ersten brausenden Erfolges der "Räuber". Aber eine bittere Enttäuschung folgt der anderen, und aus Krankheit, Elend

und Schulden rettet ihn nach wenigen Monaten nur eine neue Flucht in das weltabgeschiedene ländliche Asyl von Bauerbach, das die Mutter eines Schulfreundes ihm darbot. Doch inmitten so aufreibender Erfahrungen arbeitet Schiller unermüdlich: Der "Fiesko" entsteht, "Kabale und Liebe", die Anfänge des "Karlos". Ein halbes Jahr vergeht. In Mannheim scheint man sich zu besinnen. Als bestellter Theaterdichter kehrt Schiller voller Hoffnungen in die Stadt seines ersten Triumphes zurück. Aber ein Jahr später schon sieht er sich entlassen, erschöpft, erdrückt von schlechthin auswegloser Not. Und abermals bleibt ihm nichts als die Flucht, diesmal zu dem ihm völlig unbekanntem Kreis sächsischer Verehrer des jungen Dichters, die ihm in ihrer Mitte Freundschaft und Asyl bieten. Er findet in Gottfried Körner den einzigen vertrauten Freund für sein ganzes Leben. Das "Lied an die Freude" erklingt, und zum ersten Mal fühlt er sich Gleichgesinnten verbunden, von Gleichgesinnten sich getragen. Aber schnell weicht dieses Entzücken der ernüchternden Erfahrung, dass er als Kostgänger und Pensionär selbst des besten Freundes nicht er selber zu werden, nicht weiterzuschreiten vermag. Nur allein, nur auf eigene Gefahr konnte er erproben, was er war und wozu er bestimmt war. Unter dem bergenden aber auch beengenden Dach des Freundes ging ihm der Atem aus. Der Enthusiasmus eines immer nur aus sich selber schöpfenden Gefühls begann zu ermüden. Er empfand plötzlich, wie der gewaltsame und einseitige Ablauf seiner Jugend ihn ferngehalten hatte von der eigenen, unmittelbaren Begegnung mit Welt und Leben. Ein wahrer Hunger ergriff ihn nach Realität, nach Kenntnissen, nach dem Studium der geschichtlichen Welt, in der der Dramatiker die eigentlichen Quellen und Stoffe seines Schaffens witterte. Und zugleich fühlte er, dass er nicht weiterzuschaffen, ja nicht weiterzuleben vermochte, wenn er nicht auf die grossen, sein ganzes Dasein betreffenden Fragen nach der Freiheit des Menschen und nach dem Wesen und der Leistung der Kunst, eine wahrhaft gegründete und tragende Antwort fand. Und noch einmal verlässt Schiller Freundschaft und Geborgenheit. Noch einmal entschliesst er sich zur Flucht und geht ohne Mittel, ohne jede Aussicht auf Stellung und Erwerb, nur mit der drückenden Last der alten Schulden, nach Weimar. Und nun beginnt die Epoche einer bei näherer Einsicht geradezu unheimlichen Arbeitsenergie und Arbeitsleistung: Er wird über Nacht zum unbesoldeten Professor der Geschichte in Jena ernannt. Während er bereits zu lehren beginnt, muss er sich selber alles, vom gelehrten Handwerkszeug bis zu den unendlichen Stoff- und Quellenkenntnissen des Historikers erst erwerben. Als Herausgeber von Zeitschriften und Almanachen und als historischer Schriftsteller sucht er sich die unentbehrlichste Existenzgrundlage zu schaffen, ohne bei dieser pausenlosen Überanstrengung auch nur die quälende Schuldenlast mindern

zu können. Daneben holt er lesend, lernend, übersetzend die ganze bisher versäumte Kenntnis der antiken Dichtung nach und gewinnt aus ihr die Massstäbe für die völlig neu zu begründenden Anschauungen vom Wesen der Schönheit und der Kunst. Vor allem aber bemächtigt er sich, aller dichterischen Neigung für Jahre entsagend, der epochalen Philosophie Kants in ihrer ganzen Breite und Tiefe. Und indem er sie sich anverwandelt und weiterführt, erschafft er sich die Grundlagen für die Beantwortung der grossen ihn bewegenden Lebensfragen: der Frage nach Wesen und Bestimmung des Menschen, der Frage nach Wesen und Bestimmung der Kunst und schliesslich der Frage: inwiefern soll und inwiefern kann die Kunst den Menschen zu dieser seiner höchsten Bestimmung hinführen? Es war, alles in allem, eine ebenso titanische wie entsagungsvolle Arbeitsleistung, die Schiller fast zehn Jahre lang von seiner dichterischen Sendung abzog, und die er doch auf sich nehmen musste, wenn er mit innerer Gewissheit und Freiheit zur Dichtung zurückkehren wollte. Mitten auf diesem Wege aber überfiel ihn, der sich, aufatmend, gerade in Häuslichkeit und Ehe ein Gegengewicht gegen die ungeheure Beanspruchung des Geistes geschaffen hatte, die tödliche Erkrankung. Sie verfolgt ihn von nun an in immer kürzeren Abständen. Sie zwingt ihn zu dem nahezu völligen Verzicht auf den Genuss der Natur, auf den geselligen Umgang mit Menschen, der sein letztes Lebensjahrzehnt kennzeichnet. Die gesamte Ernte der Reifezeit wird eingebracht bei immer häufigeren, immer gewaltsameren Unterbrechungen durch die Krankheit, im Wettkampf mit dem nahenden Tode, der vom Dichter selber als gewiss und gegenwärtig empfunden wird, und unter Ausnutzung jedes Augenblicks, den der verfallende Körper dem Geiste freigab. "Zu einer Zeit, wo das Leben anfang, mir seinen ganzen Wert zu zeigen," schreibt Schiller, "nahte sich mir der Tod." Oder: "Ein so hartnäckiges Übel wie das meinige.. müsste endlich auch einen stärkeren Mut als der meinige ist, überwältigen... Gebe nur der Himmel, dass meine Geduld nicht reisse und mein Leben, das so oft von einem wahren Tod unterbrochen wird, noch einigen Wert behalte." Aus solcher Lebenswirklichkeit ist das scheinbar so schwerelose und bei aller Trauer heitere und siegesgewisse klassische Werk Schillers entstanden. Selbst in seine Briefe dringt nur selten und beiläufig ein persönlicher Laut der Klage oder ein gepresster Seufzer, wie der an Körner: "Du kannst Dir nicht einbilden, in welcher rastlosen Anspannung des Geistes ich lebe". Auch die Briefe sind für Schiller nur eine andere Form der rastlos über sich selbst und über alles Errungene hinausstrebenden, dem höheren Ziel, der tieferen Einsicht, der reiferen Leistung zustrebenden Tätigkeit. Aber gerade darum ergreifen jene seltenen Stellen doppelt, in denen der Kämpfer für Augenblicke innehält, erschöpft sein Visier hochschlägt und die schmerz-

gezeichneten, wissenden, von der geheimen Gewissheit des Sieges verklärten Züge des Menschen sichtbar werden.

Ich habe Ihnen diese wenigen Züge aus dem Lebensgang Schillers ins Gedächtnis zurückgerufen, nicht, weil sich bei einer Totenfeier ein solcher Rückblick ziemt, sondern um sichtbar zu machen, wie tief er mit Schmerz und Tod, mit der Preisgegebenheit des Menschen, mit der "Angst des Irdischen" vertraut war. Wer dieses Leben und seine Leistung einmal ernstlich ins Auge fasst, dem drängt sich als stärkster, immer sich vertiefender Eindruck die einzigartige sittliche Kraft auf, mit der dieser Dichter sein Inneres im Gleichgewicht, - mehr: in unantastbarer schöpferischer Überlegenheit und Freiheit gegen alles widersprechende und zerstörende Aussen erhält, eine innere Überlegenheit und Freiheit, die ihn inmitten aller Bedrängnis durch Not und Krankheit unaufhörlich tätig vorwärtsschreiten und an der Läuterung und Steigerung seines Wesens und seines Werkes weiterarbeiten liess. Wie Goethe, noch ein Vierteljahrhundert nach seinem Tode, sich ergriffen erinnert: "... wie rasch schritt er vorwärts, er war jedesmal gewachsen, wenn ich ihn wiedersah, so arbeitete er, so las er.."

Blicken wir nun auf einen Augenblick hinüber vom Leben zur Dichtung: welch ein Gegensatz zwischen der herkulischen Anstrengung dieses Lebens, seiner immer neu zu bestehenden Anfechtung- und der lichten, heiteren Wohlgestalt des Gedichts. Mühsal und Qual des Überwindens ist hier unsichtbar geworden in der Glorie des Siegs und der Überwindung. Es mag sein, dass solch Wille zur Schönheit uns heute befremdlich erscheint, aber wer empfindet nicht, dass das Entrückte und Entrückende Schillerscher Verse legitimiert ist dadurch, dass es sich, der Blüte gleich, aus der Wurzel durchlebten Leidens, erkämpfter Überwindung erhebt. Schiller kehrte ja nicht der Wirklichkeit des Menschen und der Welt den Rücken, um daneben und darüber ein illusionäres Phantasiereich poetischer Schönheit zu erträumen, sondern: beständig u m r i n g t von der Übermacht des Geschicks, der Hinfälligkeit des Daseins, den Grenzen der Menschheit, schuf sich sein unbeugsames Herz in der Poesie Bild und Verheissung der dennoch festgehaltenen höheren und wahren Bestimmung des Menschen. Dass seine Dichtung sich von der Wirklichkeit entfernt, sich über die Wirklichkeit erhebt, das empfand Schiller nicht als Tadel und Versagen, sondern gerade als Gewähr reiner Kunst. Denn er wagte es noch einmal, das Schöne als die Erscheinung des Höheren, Bleibenden, Wesenhaften dem Zufälligen und Vergänglichen der Wirklichkeit und des Tages entgegenzusetzen. Daher nennt es Schiller das erste und wichtigste Geschäft des Dichters, "seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, sie zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ehe er es unternehmen dürfe, die Vortrefflichen zu rüh-

ren". Und daher sagt er vom Künstler, er sei zwar" der Sohn seiner Zeit, aber schlimm, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar ihr Günstling sei. Den Stoff wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja, jenseits aller Zeit, von der absoluten, unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier aus dem reinen Äther seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbnis der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen". Ja, er wusste um den geradezu tödlichen Gegensatz zwischen dem wirklichen Leben und höchster Kunst: was unsterblich im Gesang soll leben, *m u s s* im Leben untergehn". Und nur wenn wir seine Dichtung aus diesem immer wachen, nie in einen Kompromiss erschlafften Widerspruch von Wirklichkeit und Schönheit erwachsen sehen, nur dann erfassen wir die eigentliche Botschaft ihrer über dem Abrund des irdischen Verhängnisses und des Todes erblühenden Harmonie.

Damit aber berühren wir erst *e i n e* der mächtigen Grundspannungen, die Schillers Wesen bestimmt und seinen Geist geprägt haben, die ihm jenes unerhört Dynamische und Unaufhaltsame gegeben haben, jenes unnahbar-Überpersönliche, wie es dem Blick des Adlers eignet oder dem Element des Feuers. War es doch dieser Eindruck vor allem, der den wenigen Männern seines vertrauten Umgangs wie Goethe und Wilhelm von Humboldt so unvergesslich geblieben ist.

Schon für den jungen Schiller gab es zwei unvereinbare, sich gegenseitig aufhebende Grunderfahrungen des Daseins: Es war zunächst das eigentlich idealistische Urerlebnis schon des frühesten Schiller, dass ein höherer, göttlicher Sinn in und über der Welt waltet und dass im Ergreifen, in der Annäherung an diese im Inneren sich unüberhörbar bezeugende höhere und ewige Welt, Wert und Bestimmung des Menschen liege. Aber während der Enthusiasmus des Idealisten die Welt als liebebeseelte Harmonie, das All als unendliches Stufenreich emporstrebender Geister umfängt, erfährt der *M e d i z i n e r*, der unbestechliche *R e a l i s t*, der Schiller gleichzeitig war, dass alle grossen Gedanken und Gefühle der Seele gebunden sind an den gebrechlichen Mechanismus des Körpers, dass alles Dasein dem blinden Zwang und Trieb der Natur unterworfen ist, dass Tod und Verwesung ohne Sinn und ohne Wahl alles Lebendige auslöschen. Es gibt in jener Zeit niemanden, der einen erbarmungsloseren Blick in das fühllose Räderwerk der Natur getan hätte, in die furchtbare Determiniertheit des Menschen, in das unauflöslche Geflecht jener Trieb- und Motivverkettungen, aus denen die Handlungen und Entscheidungen erwachsen. Man könnte aus den Leichenelegien und den Lauragedichten, aus den frühen philosophischen Schriften und dem berühmten Monolog des "Geistersehers", man

könnte vor allem aus der Motivationsmaschinerie der grossen Dramen eine unheimlich skeptische, illusionslos materialistische Psychologie und Philosophie entwickeln, deren *R e a l i s m u s* in jener Zeit ihresgleichen sucht. Aber unvermittelt daneben steht das Lied an die Freude, steht die Menschheitsdichtung "Don Carlos", der cantus firmus "Das Ideal und das Leben", der Triumph über Schicksal und Tod in dem sterbenden Max Piccolomini, der sterbenden Maria Stuart, der sterbenden Johanna von Orleans.

Dieser immer neu zu bestehende tödliche Widerspruch zwischen Naturnotwendigkeit und Geistesfreiheit blieb für Schiller sein Leben lang unabgeschwächt. Wohl bedeutete ihm Kants kritische Philosophie eine unschätzbare Hilfe, denn sie sicherte die *M ö g l i c h k e i t* der Freiheit gegen alle Angriffe des Denkens, und sie begründete die *G e w i s s h e i t* der Freiheit in der unwidersprechlichen Erfahrung des Gewissens. Aber wenn damit auch der quälende Widerspruch des Denkens beseitigt war - der weit quälendere des Seins blieb ja voll bestehen! Es blieb die immer neue Einsicht:

"Ach kein Steg will dahin führen, ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren und das Dort ist niemals hier."

Es blieb die immer neue Erfahrung:

"Wenn der Menschheit Leiden euch umfängen,
Wenn Laookon der Schlangen
Sich erwehrt mit namenloser Qual,
Da empöre sich der Mensch! Es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage
Und zerresse unser fühlend Herz!"

Und es blieb das immer neue Dennoch des Herzens:

"Du musst glauben, du musst wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand,
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland!"

Aus seinem Inneren allein vermochte Schiller in immer neuer höchster Anstrengung alle Kraft und Gewissheit zu schöpfen, deren er bedurfte, um seinen Glauben an die Freiheit und die höhere Bestimmung des Menschen gegen eine schroff widersprechende Wirklichkeit zu behaupten. Auch diese mächtige Grundspannung zwischen realer und idealer Welt bestand er, ohne sie je in einen bequemen und falschen Kompromiss aufzulösen und ohne sich in die Abwege, sei es des Zynismus, sei es der Schwärmerei, zu verlieren. Diese nie erschlaffende tathafte

Gespanntheit seiner Seele zwischen den mächtigen Grundwidersprüchen der menschlichen Existenz prägt seine gesamte ethische und ästhetische Welt. Und wenn uns Leben und Leistung des "felsichten" Schiller, wie Jean Paul ihn nannte, wie ein grossartiges, vielgegliedertes Gebirgsmassiv erscheint, so erlauben Sie mir, noch auf zwei mächtige Bergstöcke hinzuweisen, die sich uns, von der Höhe, die wir erstiegen haben, auftun.

Schiller war das weiche, lyrische und elegische Gefühl, in das die gespannte Kraft sich zuweilen auflöst, keineswegs fremd. Aber dem Wesen nach war und blieb er eine gewaltige Willensnatur. Man hat seine Dramen geradezu als verdrängte Taten bezeichnet. Der Wille erschien ihm als das eigentliche Wesensmerkmal des Menschen. "Mir ekelt vor diesem tintenklecksenden Säkulum, wenn ich im Plutarch lese von grossen Menschen"— das sind die ersten Worte Karl Moors in den "Räubern", und so kam Schiller zur Geschichte als der unerschöpflichen Bilder- und Beispielsammlung grosser Männer und Taten, deren Nachruhm wie Sterne fortleuchtet über der Nacht, die alles Geschehene bedeckt. Die grosse politische Tatnatur, die in den Stunden der Verschwörungen und der wankenden Throne furchtlos und überlegen alles aufs Spiel setzt, um alles zu gewinnen, hat Schillers Phantasie vom Fiesko über Posa und Wallenstein bis hin zum Demetrius unwiderstehlich angezogen. Aber nun geschieht das Überraschende, ja Befremdende: schon Karl Moor, dieser allen Zahmen, Halben, Mittelmässigen so herrlich überlegene Sturm und Drang-Held — trifft in der Tiefe der Brust auf das unantastbare sittliche Gesetz. Er zerbricht das Schwert, mit dem er sich angemasst hatte, die aus den Fugen geratene Weltordnung wieder herzustellen und unterwirft sich dem himmlischen und dem irdischen Richter. Fiesko, dieses zum Herrschen geborene, allen überlegene politische Genie legt in der zweiten Fassung des Stückes die eben errungene Krone wieder fort: "Ein Diadem erkämpfen ist gross — es wegwerfen, göttlich! Seid frei, Genueser! "Wallenstein aber, diese grösste Tatgestalt der Schillerschen Tragödie, erscheint vor uns nicht handelnd, sondern eher zaudernd und entscheidungsscheu, und als er endlich, mehr durch die äusseren Umstände als durch den eigenen Entschluss gedrängt, sich zum Handeln entschliesst, da geschieht es nur, um seinen Untergang zu besiegeln. Und schliesslich Demetrius: er muss sich für den rechtmässigen Zaren halten, er kämpft um die ihm gebührende Krone — um, viel zu spät, zu erfahren, dass er einem furchtbaren Betrug zum Opfer fiel, ein betrogener Betrüger. Nun aber gibt es kein Zurück mehr. Seine Taten halten ihn fest und zwingen ihn, wenn nicht als echter Zar mit gutem Gewissen, dann als falscher mit schlechtem weiterzukämpfen.— Was geschieht hier überall? Nicht mehr und nicht weniger als der ewige Zusammenstoss von Macht und Recht, von Handeln und Gewissen, von

geschichtlicher Grösse und sittlichem Gesetz. Der gleiche Schiller, der immer wieder voll geheimer Begeisterung die grosse, willensüberlegene, geschichtsbildende Tatnatur aufsucht - er gestaltet zugleich von Karl Moor bis zum Demetrius die Dämonie und Schicksalsverfallenheit des handelnden Menschen, der nach Goethe immer gewissenlos ist, der sich unvermeidlich in Ehrgeiz und selbstsüchtige Mittel und Zwecke verstrickt, die ihn nicht loslassen und ihn, den scheinbar Mächtigen und Freien, zum Gefangenen seiner Taten machen.

So wird der Dichter des mächtigen Willens und der grossen Tat zugleich zum Dichter der Dämonie des Handelns und der Macht. Hier liegt eine der Wurzeln der Schillerschen Tragödie. Die Spannung zwischen Handeln und Gewissen, zwischen Macht und Recht blieb für ihn im Grunde unauflösbar. Und wenn der Realist Schiller in seinen tragischen Helden die grossartige Überlegenheit des zur Macht geborenen und die Herrschaft ergreifenden Willens darstellt, so gibt der Idealist Schiller um der unabdingbaren Reinheit der sittlichen Idee willen, auf der die eigentliche Freiheit des Menschen, beruht, die gleichen Helden der rächenden Nemesis anheim, der tragischen Vernichtung durch eben den Tat- und Machtbereich, mit dem sie sich, ihr Gewissen aufopfernd, eingelassen hatten. Es liesse sich zeigen, wie dieser grösste deutsche Dramatiker der Geschichte zugleich der unbestechlich richtende Dichter gegen alles geschichtliche Handeln war, in dem es zuletzt doch immer nur um Macht und Selbstbehauptung geht. Auch hier bleibt die Spannung rein und kompromisslos bewahrt. Ja sie verschärft sich beständig. Denn wenn einem Fiesko die Wahl zwischen äusserer Macht und innerer Freiheit noch offen stand, so scheint im Wallenstein diese Wahl schon so gut wie aufgehoben, und im Demetrius vollends weht nur noch jene strenge Luft der reinen Tragödie, die den Helden vernichtet, auch wo er schuldlos schuldig geworden ist.

Aber diese tragische Härte, dieses schneidende Entweder-Oder zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden, — wie reimt sich das zu der Botschaft vom ästhetischen Menschen, von der Harmonie und schöne Humanität stiftenden Sendung der Kunst, die wir doch gewohnt sind, mit dem Namen Schillers zu verbinden? Diese Frage führt uns zu dem letzten bedeutenden Problem, für das ich in dieser festlichen Stunde um Ihre Aufmerksamkeit bitten möchte. Es ist nur scheinbar ein neues und anderes. Zuinnerst hängt es mit allem bisher Gesagten zusammen.

Zwei Fragen haben den Künstler Schiller von früh an beschäftigt: was ist eigentlich das Wesen der Schönheit und der Kunst? Und wie erreicht sie ihr letztes Ziel: die Läuterung, die Verwandlung, die Vermenschlichung des Menschen? Eins war ihm immer gewiss: echte Kunst

ist ebenso wie das Wahre und das Gute allein um ihrer selbst willen da. Sie ist sich selber Zweck, und sie hört auf, Kunst zu sein, wo sie zum blossen Mittel wird, sei es zu einem noch so hohen Zweck, sei es selbst zur humanen Erziehung der Menschheit.

Rilke hat einmal gesagt, dass der Anblick des vollkommenen Kunstwerks in dem rechten Betrachter das Gefühl wachruft: du musst dein Leben ändern. Schiller war bereits viel weiter gegangen. Er war überzeugt, das Schöne stellt nicht nur eine Forderung an uns, sondern es schafft zugleich die Voraussetzung, die innere Möglichkeit, diese Forderung zu erfüllen. Es besitzt die Kraft, uns zu verwandeln und zu erneuern. Wie wäre das möglich? Schiller erfuhr das Schöne als Offenbarwerden, als Sinnenfälligwerden des Höchsten, was er kannte: der Freiheit. Denn die vollkommene Gestalt des Schönen steht ausserhalb aller Notdurft, alles Zwanges, aller Willkür. Sie ruht selig in sich selber. Sie kennt kein Innen und kein Aussen. Alles ist Gestalt und Form, und alles ist Seele und Geist.

“Nicht der Masse qualvoll abgerungen:
 Frei und leicht, wie aus dem Nichts entsprungen
 Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
 Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
 Vor des Sieges hoher Sicherheit.
 Ausgestossen hat es jeden Zeugen
 Menschlicher Bedürftigkeit.”

So vollzieht sich hier im Wunder der Kunst die Überwindung und Einswerdung aller leidvollen und unauflösbaren irdischen Gegensätze und Spannungen. Ein Mal wird hier die Sehnsucht des Menschen nach dem Anblick des Höchsten und Vollkommenen erfüllt, Einmal wird die Idealität, wenn auch nicht zur Realität, so doch zur sichtbaren Erscheinung. Einmal wird der qualvollen Anstrengung des Daseins durch das Bild des Sieges und des ewigen Ziels Erholung und Stärkung zuteil. Diese Wesensbestimmung des Schönen aber führt nun unmittelbar zur Bestimmung seiner eigentlichen Wirkung auf den Menschen: Denn das vollkommene Gebilde der Kunst in seiner Harmonie von Natur und Geist, in seiner Einheit und Ganzheit, in seiner höheren Verbindung von Freiheit und Notwendigkeit — es stellt dem Menschen ja seine alle irdischen Grenzen überschreitende höchste Bestimmung mit der Überzeugungskraft sinnhafter Erfahrung vor Augen. Und so vermag das Erlebnis des Schönen ihn von innen her zu heilen, ihn auf seinen Ursprung und sein Ziel zu leiten, ihn aus aller einseitigen Verstrickung zu lösen, mit einem Wort: es gibt ihm die innere Freiheit wieder, er selber zu werden, ein Mensch zu sein! Niemand hat seit Platon einen tie-

feren Blick in Wesen und Geheimnis des Schönen getan. Wenn die neuzeitliche Entwicklung alle Kräfte des Menschen vereinzelt und die Menschheit in ein götter— und gestaltloses Chaos verzerrter Fragmente verwandelt hat—: hier, in der Schillerschen Vision des Schönen und der Kunst verband sich noch einmal, was für immer getrennt schien: die Natur und der Geist, die physische und die moralische Welt, die endliche Gestalt und die unendliche Idee, der Teil und das Ganze.

Aber — nun kommt das Letzté und das Entscheidende: gerade weil die Schönheit nur als wirklichkeitentrücktes B i l d , als Widerschein gleichsam einer höheren Welt vor uns hintritt, so vermag sie wohl, uns zu stärken und zu erneuern, aber sie entnimmt uns nicht dem "ewigen Gefecht" des Daseins, sie nimmt uns nichts ab vom Schmerz und Kampf des irdischen Lebens. Denn dies Leben geht ja weiter mit seinem Zwiespalt und seiner Not, und unter der dünnen Decke des Daseins warten die Angst und der Tod. Wohl hat Schiller die schöne Humanität als ein hohes Ziel verkündet, den harmonischen Einklang von Neigung und Pflicht, das freie Spiel aller Anlagen und Kräfte des Einzelnen. Aber wir haben uns fälschlich daran gewöhnt, diese Botschaft für Schillers ganzes und für sein letztes Wort zu nehmen. Er forderte wohl, dass wir uns solch schöner Humanität nähern sollen, aber er wusste stets, dass die Wirklichkeit nichts von ihrem tödlichen Ernst verliert. Weshalb war er sonst und wurde in immer strengerem Sinne Dichter der menschlichen Tragödie? Die berühmte Abhandlung über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts ist ein Fragment. Es fehlt die zweite Hälfte, die neben das Schöne das Erhabene zu stellen bestimmt war. Schiller hat diese zweite Hälfte nicht als Theorie, sondern als Dichtung in den grossen Tragödien seiner letzten Jahre geschrieben. Nur der spät veröffentlichte Aufsatz "Über das Erhabene" stellt der Harmonie des Schönen als des höchsten, aber auf Erden nie zu erreichenden Ideals in mächtiger Spannung die bleibende Disharmonie der Wirklichkeit gegenüber, die allein in der schmerzhaften Anstrengung des Kampfes und der Entscheidung bestanden werden kann. In diesem Aufsatz heisst es: "Fälle können eintreten, wo das Schicksal alle Aussenwerke ersteigt, auf die der Mensch seine Sicherheit gründet, und ihm nichts weiter übrig bleibt, als sich in die heilige Freiheit der Geister zu flüchten.. daher hinweg mit der falsch verstandenen Schonung und dem verzärtelten Geschmack, der über das ernste Antlitz der Notwendigkeit einen Schleier wirft.. Stirn gegen Stirn zeige sich uns das böse Verhängnis. Nicht in der Unwissenheit der uns umlagernden Gefahren.. nur in der Bekanntschaft mit denselben ist Heil für uns. Zu dieser Bekanntschaft verhilft uns das furchtbar herrliche Schauspiel.. der mit dem Schicksal ringenden Menschheit, der unaufhaltsamen Flucht des Glücks, der betrogenen Sicherheit und der unter-

liegenden Unschuld, welche die Geschichte in reichem Masse aufstellt und die tragische Kunst nachahmend vor unsere Augen bringt. Denn wo wäre derjenige, der.. bei solchen Szenen verweilen kann, ohne, ergriffen von der ewigen Untreue alles Sinnlichen, nach dem Beharrlichen in seinem Busen zu greifen..”

In dieser grossartigen Doppelgestalt der Kunst, dem Schönen und dem Erhabenen, tritt uns noch einmal die kompromisslos rein bewahrte mächtige Grundspannung des Schillerschen Daseins entgegen. Auf den Flügeln des Schönen trägt die Kunst den Menschen empor zum Anblick seiner höchsten Bestimmung. So erneuert sie ihn, führt ihn zu seinem Ursprung zurück und macht ihn frei und einig mit sich selbst. Aber die Harmonie des Schönen bleibt immer nur ein Schein und wird nie zur Wirklichkeit. Sie ist nur ein Abglanz des Ideals. Und unentrinnbar bleiben die Augenblicke, in denen die Gewalt des Endlichen alle falsche Einheit und Harmonie zerreisst. Und hier trägt uns die Tragödie auf den Flügeln des Erhabenen über den Abgrund. Hier hält sie dem starren Antlitz der Wirklichkeit stand, enthüllt die tödliche Dissonanz des Irdischen und enthüllt zugleich, dass es etwas gibt, gewaltiger als das Schicksal, eine Kraft, die den Menschen befähigt, jedem Schicksal gegenüber, und sei es unter Aufopferung des Daseins, die Freiheit und Unverletztheit seiner Seele zu bewahren.

Lassen Sie mich hier abrechnen. Es wäre vermessen, wollten wir in dieser knappen Stunde mehr erwarten, als dass ein Hauch der lebendigen Grösse des Schillerschen Geistes uns anwehte.

Es erfüllt mit Ehrfurcht und Bewunderung, anzublicken, wie Schiller die mächtige Grundspannung von Kunst und Leben, Handeln und Gewissen, Ideal und Wirklichkeit, schöner Harmonie und tragischer Grösse sein Leben hindurch rein bewahrt hat. Mit gewaltiger Kraft hat er die beiden Pole, die sich ausschlossen und forderten zugleich, zusammengehalten und, in keinem Falle ruhend, hat ihn diese eigentliche Unruhe des Geistes zu immer höheren Schöpfungen weitergetrieben. Ein grossartiger Prozess der Steigerung und des immer neuen Aufbruchs, dessen Ende nicht abzusehen war und der dem alten Goethe vor Augen stand, wenn er von Schiller sagte: “alle acht Tage war er ein anderer und ein Vollendeterer”. Diese Grundspannung aber behielt das Schöpferische und Steigernde, weil Schiller die beiden Quellen seines Wesens ungetrübt lebendig erhielt: die innerste Gewissheit eines höchsten und unbedingten Daseins, das er in sich trug und das ihn in Freiheit setzte, und den wahrhaftigen Blick auf die Wirklichkeit, in der wir leben und handeln und die Freiheit verwirklichen sollen. Lassen Sie mich schliessen

mit den Worten, mit denen Goethe von dem grossen Freunde Abschied genommen hat:

“Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns im sichern Port
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.”